

Treffen der evangelischen und katholischen Schulen der Deutschschweiz Freies Gymnasium Bern, 22. Januar 2010

Bericht Bertrand Knobel

Anwesend sind folgende Schulen:

Theresianum Ingebohl, Stiftsschule Engelberg, Stiftsschule Einsiedeln, Immensee, Katholisches Gymnasium Zürich, Ev. Mittelschule Schiers, Freies Gymn. Bern, Freies Gymn. Basel, Freies Gymn. Zürich, NMS Bern, unterstrass.edu, Campus Muristalden Bern

In seiner Begrüssung wirft der Rektor der gastgebenden Schule „Freies Gymnasium Bern“, David Lingg, die Frage auf, was gemeinsam sei an uns christlichen Schulen und ob sich diese Gemeinsamkeit im Schulalltag widerspiegle. Wie stark darf das christliche Profil sein, um nicht gegen aussen den Eindruck einer bekennend-fundamentalistischen Schule zu vermitteln? Wie offen und säkularisiert darf eine Schule mit christlicher Tradition sein, um nicht plötzlich profillos zu erscheinen?

Die Tagung will Gelegenheit und Raum bieten, diesem Spannungsfeld nachzugehen, gemeinsame und unterschiedliche Auffassungen zu suchen und sie auszutauschen.

In seiner Einleitung macht David Lingg auch auf die Schulkonvention des Freien Gymnasiums Bern aufmerksam, in der die Art und Weise, wie die Schule ihre christlichen Werte zu pflegen und zu leben versucht, in prägnanter Form festgehalten ist.

Als Input für die Diskussionen wurde Pfr. Dr. Gottfried Locher, Mitglied des Synodalarates der Reformierten Kirchen Bern Jura Solothurn eingeladen. Er hat sich als Wissenschaftler und Theologe einen Namen gemacht und hat zu Fragen der Kirchenpolitik und der christlichen Lebensweise in der säkular modernen Gesellschaft immer wieder pointiert Stellung genommen.

Zusammenfassung des Referats von Pfr. G. Locher „Glaube macht Schule. Ein paar Fragen zum christlichen Profil“

Wenn sich eine Schule „katholisch“ oder „evangelisch“ nennt, dann gibt es damit ein Signal: „Wir sind christlich.“ Wie aber konkretisiert sich das im Schulleben? Was ist anders als in einer konfessionell neutralen Schule? Fragen tauchen auf, sobald es darum geht, dem christlichen Profil eine erlebbare Gestalt zu geben. Es sind Fragen nach Tradition und Erneuerung, nach Ethik und Bekenntnis, nach Profil und Offenheit. Das Referat von Pfarrer G. Locher „Glaube macht Schule“ versucht solche Fragen klarzustellen.

Es sind vier Leitfragen, welche das Referat Lochers strukturieren. Die erste ist:

1. Wann ist das Profil christlich?

Was hat es mit Religion oder mit Kirche zu tun, wenn sich eine Schule katholisch oder evangelisch nennt? Ein Drittel der Schweizer Bevölkerung ist evangelisch; aber nicht alle wollen deshalb etwas mit der Kirche zu tun haben. Auch viele, die sich als katholisch bezeichnen, verstehen dies nicht in einem kirchlichen Sinn. Die Worte „evangelisch“ oder „katholisch“ werden häufig als eine Art Milieubezeichnung verstanden, wie das Prädikat „christlich“ häufig als Zeichen einer Kulturzugehörigkeit aufgefasst wird. Was „christlich“ hier genau meint, bleibt unklar, und die Frage sei erlaubt, ob es so etwas wie eine christliche Kultur ohne Religion geben könne.

Diese Frage ist nicht neu. Wir begegnen ihr zum Beispiel schon in Goethes Faust, an jener Stelle, an der die so genannte Gretchenfrage, welche eine Frage nach der Benennung des Glaubens ist, gestellt wird. Faust antwortet sehr offen und auch etwas schwammig: religiös zu sein ist für ihn eine Art humanistischen Aufgeklärtheits, eine Zuwendung dem Schönen und dem lebendig Natürlichen gegenüber, ein Sich-Befreien aus einengenden Denkwänden, höchstensfalls ein Hineingeboren und Aufgewachsensein in eine vom Christentum geprägten Kultur.

Gretchen hingegen versteht ihren Glauben als Bekenntnis zu Gott und der Heiligen Schrift. Für sie ist Religion nicht ausschwärmende Offenheit, sondern Rückbindung des menschlichen Geistes an die christliche Lebensweise, Verwurzelung in einem Wertesystem, das ihr im und für das Leben den nötigen Halt gibt.

Wenn wir nun mit Blick auf diese bekannte Szene aus dem Faust die Frage nach dem christlichen Profil unserer Schule noch einmal aufwerfen, so liegt nach Ansicht von Pfr. Locher die Antwort in einer Verbindung der beiden Ansätze: Wir müssen Fausts aufklärerischen Ansatz und Gretchens naives Gottesbekenntnis vereinen, wenn wir uns als christliche Schulen positionieren wollen. Ohne Rückbindung an den Namensgeber Jesus sind unsere Schulen nicht wirklich christlich. Ohne Verankerung in der katholisch weltweiten Kirche ist eine Schule nicht wirklich katholisch. Der eklektizistisch esoterische Ansatz, der nach dem Motto funktioniert, sich ein bisschen von allem herauszunehmen und es zu verbinden (ein bisschen Saint-Exupéri, ein bisschen Khalil Gibran ein bisschen Buddhismus und ein bisschen Bergpredigt) taugt nicht zur christlichen Profilierung. Dieser Ansatz geht auf die Vorstellung zurück, dass der Mensch ein „irgendwie spirituelles Wesen“ sei und dass uns allen der Glaube an eine „irgendwie höhere Macht“ eigen sei. Hier fehle indes die Verankerung in der eigenen Religion. Das fördere die Unverbindlichkeit im Sinne einer spirituellen Selbstbedienungsmentalität.

Die Schulen zeichnen sich aufgrund ihres Bildungsansatzes und aufgrund ihres Bestrebens nach horizonsweiterndem Lesen, Denken, Forschen immer durch eine Anbindung an die faustische Tradition aus. Faust ist in unserer Schule also präsent, doch spricht er zu wenig vom schönen Erbe der Religion, in der er aufgewachsen und gross geworden ist.

Das christliche Profil besteht also in einer Einheit von Kultur und Religion. Wenn eine Schule das eine auf Kosten des andern vernachlässigt, erleidet sie unweigerlich eine Einbusse in der Profilierung. Der Gretchenansatz führt, isoliert gesehen, zu naiver Selbstbeschränkung; im schlimmsten Fall, wegen seines Borniertseins, sogar zu fundamentalistisch ausschliessendem Denken. Dem verabsolutierten Faust-Ansatz hingegen droht der Verlust einer Rückbindung an das Christliche. Sowohl Gretchen wie auch Faust gehören also in unsere christlichen Schulen, und wenn uns dieses Profil wichtig ist, so müssen wir es auch gegen aussen artikulieren. Dann geht es also nicht mit einem blossen Hinweis, man sei eine Schule mit einer christlichen Tradition. Christliche Schulen müssen ihren Mehrwert gegenüber säkularisierten Staatsschulen benennen und diesen gegen aussen tragen. Dieser Mehrwert ist durchaus auch materiell zu verstehen, wenn man daran denkt, dass sich Eltern für die Ausbildung ihrer Söhne und Töchter pro Jahr einen Kleinwagen leisten könnten. Das christliche Profil darf, ja muss also durchaus auch ein Verkaufsargument sein.

2. Sollen wir auch christliche Kultur unterrichten?

Christlich wird unser Profil nicht einfach, wenn wir zusätzlich zum Fächerkanon das Fach „Religion“ in unseren curricula vorsehen, sondern wenn christliche Inhalte auch im Unterricht anderer Fächer einfließen. Wenn etwa im Lateinunterricht Augustinus durchgenommen, wenn im Deutsch Luthers Tischreden oder wenn ein Paul Gerhard Gedicht, wenn in der Musik Choralstücke und Messen behandelt werden. Oder wenn im Bildnerisches Gestalten die Architektur des Berner Münsters, die Sixtinische Kappelle, wenn in der Geschichte die Gründerin des Inselspitals, Sophie von Wurtemberg, zum Thema gemacht werden.

3. Sollen wir christliche Werte verbindlich zeigen, leben?

Ja, das müssen wir! Aber sind diese uns immer genug klar? Wer definiert, was christliche Werte genau sind? Sind wir es, welche diese Werte festlegen?

G. Locher warnt uns: Seien wir vorsichtig, wenn es um Eigendefinitionen dessen geht, was christlich sein soll. Hier sei eine Rückkoppelung an die christliche Tradition und an die Kirche nötig. Wir dürfen die christlichen Werte nicht an der Kirche vorbeidefinieren. Dass der Glaube Schule machen soll, ist eine Kernaufgabe der Kirche. Schulen müssen ihrerseits den Glauben sichtbar werden lassen: Etwa durch eine Schulpastorale, in der nicht nur Psychologen, sondern eine Pfarrerin die Betreuung der Schüler, welche in Not geraten sind, übernimmt. Etwa durch Reisen an heilige Orte. Etwa durch Bibel- und Ministrantengruppen in unseren Schulen. Das sind sichtbare Zeichen gelebter christlicher Werte, Signale zur Profilierung der Schule in der Öffentlichkeit.

4. Sollen wir in der Schule christliche Feste wahrnehmen?

Wenn ja, so müsste das Kirchenjahr mehr Platz haben in unseren Terminplanungen, so müsste es ein Freifach zum Thema „Fastenzeit“ geben, so müssten andere Rituale und Instrumente aus der christlichen Tradition wieder mehr Gewicht erhalten und sichtbar gemacht werden. Christliche Schulen könnten mit ihrer bewusst gelebten christlichen Dimension zu Orten des Gemeinschaftlichen, des gemeinsamen Erlebens werden. Auch zu Orten der Ökumene, zu der sie sich besser eignen als die Kirchen. Denn katholische Schulen können so wenig auf katholische Schüler/-innen beschränkt sein als evangelische Schulen auf evangelische.

Am Schluss kommt der Referent noch einmal auf die vier aufgeworfenen Fragen zu sprechen. Er betont, dass die Schulen auf ihrer Suche nach einer christlichen Profilbildung diese Fragen alle für sich selbst beantworten müssen. Es geht nicht nur darum, sich im Sinne Fausts bloss kulturell zu identifizieren und sich bloss spannende religionsphilosophische Fragen zu stellen. Wir dürsten, wie Gretchen, auch nach Antworten und klarer Positionierung. Es muss also auch um Antworten und um die Wahrheit aus christlicher Sicht gehen.

Als abschliessende Anregung weist G. Locher noch einmal darauf hin, uns als Schulen christlich sichtbar zu machen, sichtbarer, als wir es im Moment sind, denn erst mit Sichtbarkeitssignalen, welche sowohl unseren Bezug zu Faust wie auch jenen zu Gretchen erkennen lassen, können wir uns wirklich in einem christlichen Sinne profilieren. Nach dem Motto: „Wir glauben das; wir leben das, was wir glauben, und wollen es vermitteln!“

(Ende der Zusammenfassung des Referats Locher)

Diskussion:

Das Referat findet grosses Interesse, es löst zum Teil aber auch Irritationen aus. Viele unserer Schulen haben, wie etwa **Christoph Grädel (FGB)** und **Bertrand Knobel (CMB)** bemerken, im Lauf ihrer Geschichte einen starken Säkularisierungsschub erfahren und fühlen sich Faust eindeutig näher als Gretchen. Auch wenn man der eigenen Auffassung im Sinne eines gelebten Christentums Aufmerksamkeit schenkt, heftet man sich Letzteres kaum mehr so explizit an die Fahne. Auf die Frage, ob eine solche zur Schau gestellte christliche Positionierung nicht zu ausschliessend wirke und Familien anderer Religionen zurückschrecken lasse, antwortet Pfr. Locher in gewohnt dezidierter Art, man könne nicht sowohl den „Wecken“ (ein christliches Profil zu haben) wie auch den „Batzen“ (viele Schüler aus verschiedenster Herkunft und Motivation heraus rekrutieren zu können) haben, sondern man müsse sich entscheiden. Eine halbe christliche Schule zu sein, ist nicht möglich. Als pädagogische Zentren seien wir verpflichtet, der Öffentlichkeit zu sagen, was wir wollten und was wir nicht wollten. Privatschulen machen nie Schule für die breite Masse; dafür sind die Volksschulen zuständig. Sich ein klares christliches Profil zu geben, heisse noch lange nicht, dass man damit Andersgläubige diskriminiere. Es gibt kein christliches Profil, das Andersdenkende diskriminiert; sonst wäre es nicht christlich, denn Christus selbst hat nie diskriminiert. Darum haben Menschen verschiedenster Glaubensrichtungen in christlichen Schulen Platz. In England würden, so Locher, viele Katholiken und Juden ihre Kinder in die anglikanischen Privatschulen schicken. Eine Schule soll nie Menschen einengen, sondern alle tragen. Kinder sollen zum Glückseligkeit erzogen werden, und dazu gehört laut G. Locher eine religiöse Aus-

bildung, auch eine in praktischen Angelegenheiten wie Feste feiern, das Kirchenjahr im Schulablauf erleben etc. Im Christentum ist das Gemeinschaftserlebnis wichtig, und Schulen tun in der heutigen Welt mit ihrer Tendenz zu Unverbindlichkeit und Beziehungslosigkeit gut daran, dieses Erlebnis des Zusammengehörens hochzuhalten. Es gehört zum Wesen des Glaubens, nicht nur im Argumentativen, sondern auch im Gemeinschaftlich-Emotionalen wirk- und spürbar zu sein.

Peter Lüthi (Klosterschule Einsiedeln) bekräftigt dies und zeigt, wie an seiner Schule verschiedene Rituale vorkommen, welche das an der Schule gelebte Christentum spürbar werden lässt (Morgenbetet, gemeinsame Klausurtagung von Mönchen und Lehrpersonen, Vorträge religiösen Inhaltes etc.).

Das Problem der Säkularisierung, wie sie an unseren Schulen, mehr noch an den evangelischen als den katholischen, sichtbar wird, hat, wie **Christian Brosi (Schiers)** meint, damit zu tun, dass die Kirche einiges verpasst hat. Nämlich, dass die Wissenschaft und die Bildung auf säkularem Gebiet gewaltige Fortschritte gemacht haben. Dieser Fortschritt indes ist zu wenig an christlich religiöse Werte geknüpft worden. Das ist mit ein Grund, weshalb ein Grossteil der Bevölkerung entweder atheistisch lebt oder sich bloss auf eine nicht konfessionell gebundene Spiritualität bezieht.

Alfons Lenherr (FGZ) unterstützt die Forderung Lochers nach einer klar ersichtlichen christlichen Profilierung unserer Schulen. Für ihn ist klar, dass diese auch Auswirkungen auf den Lehrkörper haben muss. In unserer völlig individualisierten Zeit ist es nötig, dass wenigstens im Kollegium Konsens in der Frage nach dem christlichen Profil herrscht. Wenn sich zu wenig Kollegen/-innen dazu bekennen können, so müssen wir konsequent sein und unser Etikett also christliche Schule aufgeben. Unser Rechtsstaat, der aus der Tradition einer christlich geprägten Kultur kommt, lebt von Grundlagen, die er selbst nicht erschaffen hat. Es gibt eine als kulturell zu bezeichnende Mitte, aus der heraus unsere christlichen Schulen entstanden sind und nach der sie sich auch heute noch ausrichten müssen. Natürlich schliesst das eine Aufnahme Andersgläubiger niemals aus.

G. Locher unterstreicht das Votum Lenherrs, indem er davon ausgeht, dass sich eine Schule, die auf ihr christliches Profil achtet, auf die Dauer nur wenige Lehrpersonen leisten könne, welche das Profil nicht mittragen. Diese seien zwar nicht eigentlich für die ideelle Ausrichtung und das Leitbild der Schule zuständig, müssten sie es aber, als gewissermassen erste „Kunden“ der Schule, mittragen helfen. Denn das christliche Moment einer Schule wird für die Kinder und Jugendlichen vor allem im Kontakt mit den Lehrpersonen spürbar. Diese sind es, welche die Eltern überzeugen, ihre Kinder in diese oder jene Schule zu schicken. Die Lehrpersonen müssen also selbst vom christlichen Profil der Schule überzeugt und für dieses gewonnen werden. Wenn Schulen das Christliche nur noch im Sinne einer „humanistischen“ Orientierung definieren, so fördern sie letztlich auch evangelikal frömmelnde Kulturen und überlassen das Feld den Fundamentalisten mit Schulen, welche sich von der Gesellschaft abschotten.

Was G. Locher meint, ist das Gegenteil davon: Schulen mit klarer christlicher Verankerung, die für Kinder und Jugendliche ein Ort des Wachstums, der Entfaltung sind. Gegenseitiger Respekt, vor allem auch jener zwischen den Geschlechtern und zwischen Jung und Alt, sind hier ebenso selbstverständlich wie die Freude am Lernen und einer anspornenden Leistungsfähigkeit. Das Kind muss, wie Gretchen, eine gelebte und erfahrene Tradition in sein Leben mitnehmen können und sich, in faustischem Sinne, auch immer wieder davon emanzipieren können. Das ist schwer und höchst anspruchsvoll, denn es setzt den Umgang mit dem Phänomen des Zweifelns voraus. Wie der Zweifel ein wichtiger Teil des Emanzipationsprozesses ist, muss deshalb der Zweifel ein Thema auch an christlichen Schulen sein, denn sonst droht er, nach Abschluss der Schulzeit in umso heftigerer Manier über die jungen Menschen einzubrechen.

Am Schluss der Diskussion geht Pfr. G. Locher auf die spezielle Situation der drei Berner Privatschulen ein, die ihn immer sonderbar angemerkt habe: So verstehe er z.B. nicht, weshalb es in dieser Stadt drei private Schulen mit evangelischer Tradition brauche und weshalb sie sich in gleicher Weise vom Staat mitfinanzieren liessen. Sobald sich eine davon in deutlicherer Manier christlich profilieren möchte, werde sie unweigerlich Probleme mit dem sie kontrollierenden Staat bekommen.

Skizze eines Weiterbildungslehrganges (CAS) für Schlüsselpersonen von Schulen mit christlicher Wertorientierung (Jürg Schoch und Eva Ebel, unterstrass.edu)

Einleitend halten die beiden Referenten fest, dass unsere christlichen Privatschulen nur dann eine Zukunftschance haben, wenn es uns auf der Grundlage unserer Herkunft gelinge, sowohl ein eigenständiges pädagogisches Profil zu pflegen und uns diesem Profil entsprechend gegen aussen zu positionieren wie auch eine professionell geführte, qualitativ gute Schule mit hoher Abschlussqualität zu sein. Jürg Schoch und Eva Ebel legen die Skizze des Weiterbildungslehrganges des Institutes Unterstrass an der pädagogischen Hochschule Zürich auf einem Flyer vor. Das Projekt geht davon aus, dass christliche Schulen zur Weiterentwicklung ihres Profils motivierte und gut ausgebildete Stützen in ihren Kollegien brauchen und dass beziehungsbasierte Vernetzungen mit anderen christlichen Schulen nötig sind. Der CAS würde die Teilnehmenden befähigen, Aufgaben und Möglichkeiten einer christlichen Erziehung und Bildung zu reflektieren und mit der Schulleitung zusammen Klarheit in Bildungs- und Berufsfragen herbeizuführen. Sie wären innerhalb ihrer Schulen eine Art Motor im Bewusstwerden und Bewusstmachen der christlichen Qualität der Schule.

Angesprochen sind auch katholische Schulen. Der zur Diskussion gestellte Kurs wäre modular aufgebaut, wobei die vier Module in Dreitagesblöcken an verschiedenen Schulen, auch an Instituten im Ausland, erworben werden könnten. Er entspräche einem in ECTS ausgewiesenen Pensum von 15 Punkten.

Das von den beiden Referierenden vorgeschlagene Projekt wird diskutiert. Allgemein findet die Skizze Gefallen. Mehrere Schulen könnten sich vorstellen, eine oder mehrere Personen an einem solchen CAS anzumelden. Die Weiterbildung müsste allerdings nicht als zusätzliches Grossprojekt, sondern als Baustein des hausinternen Q-Managementmodells fungieren und in dieses eingebaut werden. In einem Votum wird darauf hingewiesen, dass es zur Überprüfung von Wertelementen in Deutschland bereits geeignete Instrumente gebe.

Kurzberichte aus den Schulen

Die Runde der Kurzberichte offenbart eine beeindruckende Vielfalt von Tätigkeitsfeldern und Aktivitäten der christlichen Privatschulen in der Deutschschweiz. Einige haben beeindruckende Kulturevents, Jubiläumsfeste durchgeführt, andere haben grössere Infrastrukturveränderungen oder eine Erweiterung ihres Angebotes vorgenommen. Themen wie Q-Management, die Sorge um sinkende Schülerzahlen – wobei nicht alle Schulen davon betroffen sind; die katholischen Schulen haben derzeit grossen Zulauf – und die Auseinandersetzung mit den Bildungsbehörden ziehen sich wie ein roter Faden durch die Kurzberichte.

Der Austausch wird, wie in den vorderen Jahren, als gewinnbringend und wertvoll erlebt. Damit er fortgesetzt werden kann, einigt man sich auf folgende weitere Begegnungsdaten:

- 28. Januar 2011: Treffen des Forums evangelischer Schulen am Campus Muristalden in Bern. Thema: christliche Erziehung und Bildung im Kontext einer europäischen Bildungspolitik
- 20. Januar 2012.: Treffen der christlichen Schulen (evangelische und katholische) entweder in Engelberg oder in Einsiedeln.

Kulturprogramm

Am Nachmittag bzw. Abend stehen Führungen durch die Räumlichkeiten des Freien Gymnasiums und durch die Ausstellung „*C'est la vie*“ im Naturhistorischen Museum sowie ein gemeinsames Nachtessen auf dem Programm.

Alle an der Tagung beteiligten Schulen sind vom überaus anregenden Tagesprogramm und vom gegenseitigen Austausch sehr angetan. Sie danken den Verantwortlichen des Freien Gymnasiums für die gelungene Organisation des Begegnungstages.

Protokoll:
Bertrand Knobel
Campus Muristalden Bern / Vorstandsmitglied Intern. Verband